

Schweizer Romane

Autor(en): **Manuel, Artur**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **6 (1926-1927)**

Heft 11

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Personen. Vermögen besitzende Steuerpflichtige, die der Vermögenssteuer unterliegen, wurden 1925 26,807 gezählt. Davon versteuerten 376 Personen mehr als Fr. 500,000.— und weitere 305 Personen über eine Million Franken Vermögen. Die Zahl der Millionäre hat in der Stadt Zürich von 1924 auf 1925 um 40 zugenommen. Zürich hat Basel mit seinen einstmals 200 Millionären also längst überflügelt. Die größte Gemeindesteuer eines einzelnen Steuerpflichtigen betrug 1925 Fr. 74,080.—, diejenige einer Aktiengesellschaft Fr. 459,157.55. Als Symptom für die Wiederbelebung der wirtschaftlichen Konjunktur (wenigstens zugunsten der Kapitalisten) sei noch angeführt, daß in der Stadt Zürich im Jahre 1925 allein 331 Neugründungen juristischer Personen erfolgten gegen nur 185 im Jahre 1924. 63 Erwerbsgesellschaften in der Stadt Zürich erzielten einen Reinertrag von mehr als 10 % des steuerpflichtigen Kapitals.

Schweizer Romane.

Von Artur Manuel.

1.

Die Portierstube.

Literatur ist Niederschlag öffentlichen Lebens. Es gibt kein privates Leben. Auch das Leben eines Hinterhofes, einer Dachkammer, einer Portierstube geht die Deffentlichkeit an. Weil sich diese aber um das Düster der Winkel- und Zwergbewohner nicht kümmert, so sind die Zwerge zur Melancholie, zum Aufbegehren oder zum Bücher-schreiben verdammt. Bisweilen, ganz selten, ersteht ihnen ein Dichter. Edwin Arnet, der den „Emanuel“ geschrieben, ist einer von ihnen. Ein Zwerg, ein Melancholiker, ein Dichter. Ein Protestler ist Emanuel nicht. Seine von der Not des Lebens niedergeduckte Mutter war zu feinnervig, zu schwach. Der Vater, Kohlenschieber, Liftier, Portier in einem Stadtschloß, zerknüllt seinen Zorn in der Faust. „Er hat“, heißt es, „bis zum letzten Augenblick gearbeitet. Er hielt die Kohlen-schaufel noch in der Hand, als schon alles vorbei war. Eine Lunge, vom Kohlenstaub zerfressen, hatte den stillen Arbeiter aufs Totenbett gelegt.“ Wie ihm sein erstes Söhnlein geboren worden, Emanuel, rief ihn die Herrschaft nach oben, drückte ihm wortkarg einen blauen Schein in die Hand. Freuen konnte er sich nicht. Er zersezt ihn im heruntersaufenden Lift. Der Junge wächst auf in sehender Qual. Das Leben in der maufigen Portierstube erscheint ihm echter, tiefer, seelen-voller als der Luxus oben im Licht. Dennoch gerät er in dessen Zauber hinein, verrät einem jungen Mädchen gegenüber die schwerarbeitende Mutter. Aber seine mitleidende Natur führt ihn doch auf die Seite des schlichten Volkes zurück, dem er sich als feinnerviger Zauderer jedoch nie ganz einzuverleiben vermag. Zum Vermittler geboren,

erleidet er bei einem Krawall einen tragischen Tod. Den Tod aller Vermittler . . . Denn diese Welt ist heiß gegen hart! Ob Emanuel wirklich dreißig Jahre alt war? Der Dichter, als er seine Konfession schrieb, war es sicherlich nicht. Als künftiger Dreißiger wird er wissen, daß nicht „Fanatismus“, sondern gerade der Blick für das Ganze unser Geschlecht zur Parteinahme zwingt. Jeder große Dichter, in der Reife der Jahre, denkt politisch. . .

S e h e n hat Urnet sicher gelernt. „Einmal“, lesen wir, „besuchte Emanuel eine Versammlung von Offizieren. Sie saßen in einer hellen Halle, rauchten und tranken aus geschliffenen Kristallgläsern und behandelten das Thema ‚Die Wehrhaftigkeit eines Volkes‘. Emanuel hatte sich auf verbotenen Zugänge in die Halle geschlichen. Bevor der Vortragende das Ratheder bestieg, erhob sich ein allgemeines gedämpftes Stimmengewirr, in dem die Vokale breit und schön und ohne Stockung flossen und doch ganz ohne tiefere Färbung waren. Man besprach staatliche Ausgaben, erörterte Brückenprojekte und verdamnte die neuesten Krawalle der Aufständischen. Man sah kein demütiges Auge. Keiner sann, wenn er sprach . . . Jetzt betrat ein höherer Offizier, ein Mann in den besten fünfziger Jahren, das Ratheder. Seine Rede ging auf den Stelzen von Zahlen. Wenn er aber einmal zu einer freieren Betrachtung abkam und sich an keinen Zahlen- und Tatsachenpfahl mehr anlehnen konnte und ihn die Versuchung überkam, etwas Allgemeines, vielleicht Halbphilosophisches zu sagen, dann geriet er ins Stocken . . .“

Urnets „Emanuel“ (bei Drell Füßli erschienen) ist eine dichterische Verheißung. Die Knabenjahre des armen Portierbuben sind vielleicht das ergreifendste Kinderporträt unserer Zeit.

2.

Das Idyll im Tessin.

Wäre Adolf Saager, der Verfasser des Romans „V e r s ö h - n u n g“, Dramatiker, so hätte sein Stoff der glänzende Vorwurf für ein zeitgenössisches und zeitkritisches Drama werden können. Man stelle sich vor: ein Tessiner Villenbesitzer gerät auf den Einfall, gleich nach Kriegsschluß einen Franzosen und einen Deutschen in sein Lusthaus zu laden. Man sehe: wie sie sich zuerst heimlich, noch voller Mißtrauen umschleichen, Raze spielen, schließlich ins Feuer geraten und den ganzen Vulkan ihres vierjährigen Höllenlebens sich noch einmal von innen heraus ausspeien lassen. Was für Konfessionen, Schicksale, Vorwürfe müßte das regnen. Und, wie klein, wie kulissenhaft stände unsere eigene neutrale, satte Schweizerlandschaft da. Nun aber, seltsam, wird Mittelpunkt dieses einzigartigen Zusammentreffens: des Villenbesitzers zwanzigjährige Knospe, der der Deutsche im Musiksalon, der Franzose auf dem Tennisplatz höfelt, bis sie schließlich, genarrt und besiegt von einem dritten, einem italienischen Maler, dem wir in Paris schließlich als fröhlichem Bräutigam begegnen, sich gegenseitig verfrachten, um dann doch am Ende zu singen: „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium . . .“ Dieser Roman,

voll menschlicher und stilistischer Unwahrscheinlichkeiten, verdient aber seltsamerweise das Lob, geistig doch einmal aus der Enge der meisten Schweizer Romane auf das Feld europäischer Diskussion wenigstens — hingedeutet zu haben. Denn, so flach und dünn das Buch als Ganzes — („so plätscherte die Unterhaltung dahin“, sagt der Verfasser selber einmal!) — so überraschend fällt in die Dede manchmal ein irrtierendes Streiflicht, ein Hieb: „Da haben wir geschworen, in der Entwürdigung der Schützengräben, daß kein Krieg mehr sein sollte, nie wieder Krieg, wissen Sie! Nur darum haben wir das Unsagbare ausgehalten, weil wir den Schwur vor Augen hatten: wir wollen die Welt auf immer befreien vom Morde! Und nun wäre ich (sagt der junge Franzose) vollkommenen Ernstes, unfehlbar wie das Schicksal (spricht so ein Franzose?), entschlossen gewesen, einen Menschen, einen Freund zu erschlagen, mit diesen tierischen Händen zu erdroffeln, nicht einmal mit einem Mordinstrument, das immerhin die Primitivität des Tötens einigermaßen verhüllt.“ — Man denke: wegen einer zwanzigjährigen Knospe . . . „Er hielt sich die Hände vor die Augen. Es fiel ihm dabei auf, wie sie sich gegenüber der sorglosen Ungepflegtheit im Felde wieder (man denke) verfeinert hatten“ . . .

Es ist toll: man möchte dem Verfasser für seinen Grundgedanken gerne die Hand schütteln, schmiss ihm aber seinen Roman am liebsten an den Kopf! Statt Saager lese man Barbusse („Clarté“), Gorki, Heinrich Mann. Schade, daß Drell Fühlli, der Verlag — statt „Verföhnung“ mit einigen tausend Franken zu prämiieren! — noch nie ein Buch dieser Großen erwarb . . . Noch schöner, einen begabten Arbeiter aus diesem Geld seine eigene Geschichte schreiben zu lassen!

3.

Von „Unserer“ und „Ich liebe, du liebst“.

„Unserer“ stammt aus dem Lehm. Nicht nur Traugott Vogel, der Verfasser dieses Romans (Verlag Grethlein), der ein Gärtnersohn aus einer Lehmgegend sein soll, der als Gottlieb Stucki nie mit reinen Stiefeln aus seinem nassen Boden heraus kam: noch ein halbes Duzend anderer Menschen, „unserer“, trägt durch ein ganzes oder halbes Leben hindurch den Lehm in seine Abenteuer und Schicksale hinaus. Man kann geradezu von einer „Lehmkrankheit“ sprechen. Es ist die schicksalhafte Verbundenheit mit dem Boden, dem man entstieg, äußerlich erkennbar an den Stiefeln, der ungesund gelblichen Gesichtsfarbe, oder, wo auch diese getilgt, da blieb zum mindesten in Herz und Gemüt etwas haften, etwas nicht näher Bestimmbares, Ererbtes, mit dem man jahrelang ringt. Es hat keinen Sinn, hier von vielen kleinen Einzelschicksalen zu reden. Das ihnen allen Gemeine ist ein überpersönliches, beinahe mythisches Etwas: — allen verständlich, die von „unten her“ kommen. Sie alle sind „unserer“ . . . Das ist das Einzigartige an diesem Buch, daß hier, meines Wissens zum erstenmal auf Schweizergebiet, eine Masse von Menschen, beinahe eine Klasse, in ihrer ergreifenden Wirrnis, in ihrem zähen Kampf, in ihrem Armehochheben, Versinken oder mutigem Aufstieg,

nicht nur äußerlich, sondern mit der ganzen Last ihrer inneren Probleme gezeichnet wird. Der Dichter hat seine Welt gründlich gekannt, er hat sie erlitten und im eigenen Aufstieg besiegt, ohne, wie das so nahe läge, sie nun zu verraten; das beweist das Liebespaar in seinem zweiten Roman „Ich liebe, du liebst“ (Drell Füssli), der dem Verfasser allerdings mehr ins Idyllische geriet. Trotz der vielen kleinen harten Kristalle, die er als innere Erkenntnisse aus dem gegenseitigen Kampf dieser beiden Menschen aufhebt, hätte man es begrüßt, wenn er die äußerlich etwas dürftige Handlung des zweiten Buches dem Massenschicksal des ersten verleibt. Wird das vielleicht, nach Jahren, in einer neuen Knetung dieses großen Stoffes geschehen? Bücher haben Schicksale. Die Bände Traugott Bogels verdienen es — unsereiner zu werden . . . Vielleicht dauert es lang. Wir leben ja im Kinozeitalter des Abenteuerromans. Mir persönlich ist es folgendermaßen ergangen: ihr Sinn und Gehalt ging mir in den Steinflözen einer ausländischen Großstadt auf. Mitten im Ueberdruß pfiffiger Geschäftigkeit war mir, als kämen da ein Duzend etwas tollpatschiger, problemhafter, bodenständiger, lehmiger Männer und Frauen auf mich zu und erzählten mir, etwas umständlich, ihr Schicksal und persönliches Leid. „Kraz' dir den Firnis ab, den die Großstadt um dich gelegt. Werd' wieder unsereiner: derb, gründlich, handfest, scharfsäugig, gesund.“ So sprachen sie. Und ich glaube, sie werden noch zu manchem so reden, der, im Begriff, sich einmal zu verlieren, zu einem dieser Gesellen greift. Sie verleugnen nicht das „Schweizerische“, oft Kleinliche, aber sie haben in ihrer Hand den Druck volkhafteu Marks. Das „Heimatliche“ ist ins Menschliche vertieft. Deshalb trocken sie auch einer großen steinernen Stadt.

Traugott Vogel ist — als Dichter — unsereiner . . .

4.

S i m m e l p f o r t g a s s e.

Es stehen erschütternde Dinge in diesem Roman. Ich notiere: „Reinheit des Gewissens ist der Luxus einer durch Renten gesicherten Klasse, deren moralische Perversion sich im glücklichen Vergessen dessen anzeigt, was ihre Vorfahren zur Erlangung dieser Rente angerichtet — und ausgerichtet.“

Weiter unten:

„Solche Leute (nämlich die „sozial erfolgreichen Kriminellen“) sind von einer gesteigerten sittlichen Empfindlichkeit; sie betonen bei jeder Gelegenheit die ethische Seite einer Angelegenheit, entrüsten sich über die Lacheit öffentlicher und privater Moral, Ernst und sittenstrenges Richten beherrscht automatisch ihre Einstellung, überall wittern sie Unrat, überall hegen sie Verdacht, die Maschen des Gesetzes sind ihnen zu weit, ihre Zeitgenossen Schurken und Lotterbuben. Ich übertreibe nicht. Beobachten Sie Erbschleicher, Heiratschwindler, Wechselreiter, Schieber und Streber jeder Art. Sie werden meine Bemerkung bestätigt finden. Gewohnheitsmäßige moralische Entrüstung ist ein untrügliches Anzeichen verdeckter Kriminalität.“

Dies zwei Splitter aus diesem überwachen Roman.
Himmelfortgasse?

Nun ja, das ist eine kleine Gasse in Wien. Allerlei Schicksal spielt sich dort ab. Auch in München, Berlin. Die Fäden laufen rings um den Kontinent. Der Ort tut es nicht. Das Buch wäre im besten und traurigsten Sinne „europäisch“, auch wenn keine Gasse, kein Café, keine Hintertreppe, kein Banktisch, kein Schloß, keine Villa, kaum eine Zeitangabe genannt. Nachkriegszeit, Valutazeit, in der sich unsere kapitalistische Gesellschaft wie sonst noch nirgends in ihrer ganzen grotesken Verkommenheit schamlos enthüllt. Nun tritt ein Dichter herzu. Und dieser Mensch hat Augen wie Glas. Buchstäblich wie Glas. Nicht nur sieht er besser, schärfer als gewöhnliche Sterbliche. Er ist sogar, unheimlich, mit einer Lupe bewaffnet. Er nimmt die Unterschriften unter sein Glas. Sitzt zu Gericht. Für das Gericht . . . Natürlich dringt er so, viel schärfer als andere, auch in die privaten Schicksale ein. Nicht als ein Feind. Letzten Endes ist Helfen sein innerster Beruf. Was ist Liebe? fragt er einmal. Das Selbstgefühl des andern zu stärken. Nicht Schwäche. Er will, im Saumel allgemeinen Zerfalls: die starke Individualität. Er selber, vom Schicksal gerüttelt, gestraft, ist gestärkt und befreit aus den Pfützen der Großstadt getreten. Er wohnt, geographisch gesprochen, jetzt unter uns. Ein Ueber-wacher . . . Vertrauen wir ihm.

Folgen wir ihm: „Ich will mich selbst in die Hand bekommen. Nicht, um machtlose Hirnpfeile zu verschießen: aus dem Herzen soll die Kraft aufbäumen — und ins Herz treffen. Auf jeden Fall Selbstüberwältigung. Das Oberbewußtsein, wo Verstand und Wille verkoppelt sind, ist zu dieser Tat zu schwach — man muß unter sich hinuntergleiten lernen, die Triebe als zweiten wirksameren Willen gebrauchen lernen.“

Wer diesen Roman liest? Jeder, der zum Vollbesitz seiner Persönlichkeit und — zum Gesicht der Zeit durchdringen will. Freilich: nicht jedem erschließt er sich gleich. „Himmelfortgasse“ ist eines der intensivsten und „dichtesten“ Bücher der Zeit. Ein Buch: statt vieler. Verlag Kurt Wolff (7 Reichsmark). Max Pulver hat es geschrieben.

5.

Der Weg durch die Nacht.

Wer ist John Knittel?

Soviel ich weiß: ein Basler Bursche, einer Missionarsfamilie entstammend, den es etwa vierzehnjährig nach England hinüberschlug, wo er ein bis jetzt noch wenig bekanntes, erst wohl solides, dann aber sehr abenteuerliches Leben hinter sich hieb, das ihn, als er das erste Mal bis zur Kehle gesättigt war, seinen „Aaron West“ schreiben ließ, ein vollblütiges, jugendlich tolles Buch, auf das man noch ein halbes Duzend ähnlicher erwartete, ohne den Verfasser in das Reich der großen Schriftsteller zu erheben. Ein gerissener „Unterhalter“, ein Bissen für die sensationsgierigen Redaktoren „Illustrierter“, an allen Kiosken in vorderster Auslage zu sehen. Gott hab' ihn selig.

Nun aber erscheint ein zweiter Roman, ein großes Gesellschaftsgemälde, hinter dem der Verfasser, kaum mehr sichtbar, verschwand. Ueberraschend: alle Personen haben völliges Eigenleben gewonnen. Ein alter Arzt, Kräutersammler und privatisierender Narr, ein Sonderling, den das Schicksal mit einem außerordentlichen Sohne begabt. Natürlich versteht er ihn nicht. Wie auch? Dieser junge David, der ihn, sein Haus, die Nachbarschaft, Schwiegersohn, Schwester, die englische Landaristokratie und einen Ausschnitt der Londoner Welt turbilliert: der stammt ja scheinbar aus einer völlig verwandelten Welt. Er hat abstruse Ideen über den Krieg, will von der Kirche nichts wissen, haßt alle brutale Gewalt, selbst Entenschießen erscheint ihm als Mord. Keinen Käfer zertritt er, iszt kein Fleisch, trinkt keinen Wein und begeht das Absurdeste (nach englischen Begriffen), eine Ausländerin, russische Tänzerin, nicht nur zu lieben und mit ihr zusammenzuleben (in einer Pächterhütte auf dem Land), sondern, sage und schreibe, sie sogar heiraten zu wollen. „So etwas tut man doch nicht!“ Wirklich? Für John, den Schwager des jungen David, war sie wie hundert andere ein Abenteuer, sehr kostbar allerdings. Aber John, der robuste Seeoffizier, der das Mädchen in Rußland aus einer Pinte gefischt, hat sein Vergnügen ja bezahlt, reichlich bezahlt, mit vielen hundert Pfund. Geld schafft Moral. Geld schafft, schafft sie, da sie ihm, dem Unterhauskandidaten, unbequem wird, sogar nach Amerika hinüber. Aber siehe da, Geld, diesmal, tat es nicht. Die kleine Russin stört nun auch den Bezirk dieses Herrn John, der es manchmal sogar mit Dienstmägden hält. Sie ist eine Raze, diese kleine Russin, so geschmeidig, daß sie der Teufel nicht fängt. Eine „Bolschewistin“? Gott bewahre. Kein Gran politisches Hirn. Weibchen, nur Weib. Schlau, klug, ohne Blatt vor dem Mund. Sie tischt den Herrschaften die allerniedlichsten Wahrheiten auf, Alltagswahrheiten, Landeswahrheiten. So wie diese kleine Russin haben noch tausend Ausländer England gesehen. Aber alle haben geschwiegen, sich gebeugt, geheiratet, Geschäfte gemacht, sich „akklimatisiert“. Diese Raze schweigt erst, nachdem sie das Auto, eben dieses Herrn John, zu rotem Straßenhirsfbrei gemacht. Unglücklicher Zufall, fatale Geschichte. Zuviel aber für David, der nun die Tote, die frühere Maitresse Johns, fast wie eine Heilige verehrt... Nun ja. Aber dieser David ist durchaus ein Typ, ein Menschheitstyp, möchte man beinahe sagen. Aus diesen kleinen Davids, wenn sie einmal groß werden, wird in England das neue, übernational denkende Führergeschlecht. Ein halbes Jahrzehnt, dann sehen wir es! Kein Buch wie dies führt so tief in das Herz des neuen England hinein. Sein Wert ist kulturgeschichtlich. Also mehr als nur „Literatur“. Die Uebersetzung, freilich, hat die Lesefreude getrübt.

6.

Wir wollen immer Kameraden sein.

Die literarisch und menschlich „billigste“ Figur dieses — inhaltlich — ungewöhnlichen Buches (Autor: Felix Möschlin) ist zweifellos

die Schauspielerin Silde, die der Leser ganz unerwartet in einer der zahlreichen etwas konstruiert vernieteten Episoden irgendwo an einem Badeorte aufgabelt, wo sie, von einer Zeitungsnotiz aufgejagt, eine Eisenbahnheze nach ihrem einnächtigen Geliebten Georg Luz unternimmt, der nach mehrjährigem Aufenthalt in einer Irrenanstalt durch die Erschütterung eines vor ihm niedersahrenden Blitzes plötzlich wieder in die Gegenwart hinein erwacht, die er so gar nicht mehr versteht: denn dieses Deutschland nach dem Kriege, dieses Schieber- und Spekulationsland, in dem es keine, aber auch gar keine Kameradschaft gibt, das in Partei- und Geschäftskämpfe zerrissen, ein geradezu teuflisches Zerrbild alles dessen ist, was man in einem heiligen Schwur (vorn im Schützengraben) nach dem Kriege aus ihm machen wollte; dieses Deutschland, in dem sich die einstigen Schwurkameraden gegenseitig vernichten, wo sich der Kommunist Grundt, wenn es seine Interessen verlangen, mit dem Gummitapitalisten Wehn zusammentut (Gummi rentiert, denn er schafft gefahrloses „Vergnügen“!); dieses Deutschland, das, nachdem es seine großen Führer ermordet, auf kitschigen Festen sich alle Probleme aus dem Leibe heraustranzt; dieses Deutschland muß natürlich auch einen „Narren“ wie Peter Luz wieder zugrunde richten.

Wer ist Peter Luz?

Irgendeiner der hunderttausend aus dem Volke, der im Schützengraben ein erschütterndes Erlebnis gemacht, dort, unter Todesgefahr in die Erde eingewühlt, ist ihm der Sinn des Lebens aufgegangen: nämlich die — Erde... Im Grashalm, im Käfer, im Taupropfen findet er „Gott“. Keinen außerweltlichen, sondern einen, der ihn, der alle, Freund und Feind, umgibt, dem er entstammt, in den er wieder eingeht, nachdem er ihm gedient. Das Evangelium der Erde. Die Menschen, die es erlebt: Kameraden. Geschworen haben sie es sich: Kameraden wollen wir sein, auch — hinter der Front; gemeinsame Arbeit, gemeinsamer Aufbau: sie haben ihren Schwur unterschrieben mit Blut... Und dann? Hätte Peter Luz in einem Lederbeutel nicht ein solches Dokument verwahrt, unterschrieben von „Kameraden“, so müßte er sich offenbar selber für einen Narren halten. Nun aber weiß er klar, was er will: den Menschen die Mission der Erde verkünden; Deutschland, behauptet er in einer großen Rede, ist fähig, wäre fähig, seinen Boden durch gründlichere Bewirtschaftung und Urbarmachung zu „verdoppeln“. Sogar Baumwolle zu pflanzen wäre es fähig. „Unser Boden kann 5000 Kalorien geben, statt bloß 200, wenn wir nur wollen“, predigt Georg. „Ein Gärtner kann 20 bis 30 Menschen ernähren, fünfmal mehr als ein Bauer. Wenn wir aufhören, den Boden in Anspruch zu nehmen für die Rohstoffe der Bierproduktion, so können wir Korn pflanzen für neun Millionen Menschen.“ Möschlin, der Bodenreformer, wird das wohl wissen. „Herunter mit dem Narren!“ brüllt man im Chor.

Daß es dennoch Deutsche genug gibt, die diese Gedanken verstehen, sie wenigstens zu überdenken gewillt sind, hat die Prämierung

dieses (bei Grethlein erschienenen) Romanes bewiesen. Er enthält ein deutsches Bodenprogramm. Er ist das Evangelium eines deutschen Gandhi. . . Literarische Schwächen werden über der Größe der Botschaft vergessen. Er spricht auch zu uns!

Nochmals Schwangerschaftsunterbrechung und Strafrechtsreform.

Von Fürsprecher Albertine Hänni-Wyß, Bern.

Die Genossin Rechtsanwält Dr. Elsa Tobler in Zürich hat in einem temperamentvollen Aufsätze im Junihefte der „Roten Revue“ die von der Zentralen Frauenagitationskommission zur Diskussion gestellten Postulate für eine schweizerische Strafrechtsreform hinsichtlich der Abtreibungsfrage und die im Februarhefte der „Roten Revue“ von mir in durch die Knappheit des zur Verfügung gestellten Raumes bedingter Kürze unternommene Rechtfertigung dieser Postulate einer Kritik unterzogen, die ihrer Meinung nach „der mehrheitlichen Gesinnung unserer Genossinnen wie auch der übereinstimmenden Erkenntnis fortschrittlicher, bahnbrechender Juristen und Mediziner entspricht“. Es sei mir gestattet, zu ihren Ausführungen, soweit sie Kritik sind, meinerseits Stellung zu nehmen.

In materieller Hinsicht ist es einzig die Forderung, die Anstiftung der Schwangeren zu einer Unterbrechung der Schwangerschaft durch ärztlichen, also straflosen Eingriff unter Strafe zu stellen zum Schutze der Schwangeren vor Beeinflussung ihres freien Willens, welche die Kritik der Genossin Tobler herausfordert.

Im übrigen findet die Genossin Dr. Tobler, daß die Postulate der Zentralen Frauenagitationskommission — mit Ausnahme der soeben erwähnten Forderung — mit den Reformvorschlägen der Genossen Dr. Balsiger und Dr. Farbstein übereinstimmen, daß sie jedoch in formeller Beziehung neben denselben nicht standzuhalten vermögen, weil sie sich nicht, wie die Reformvorschläge Dr. Balsiger und Dr. Farbstein, der Systematik des schweizerischen Entwurfes anpassen und nicht wie diese die gewünschten Erweiterungen dem Rahmen der gegebenen Tatbestände einreihen. Der Vergleich der Anträge der Zentralen Frauenagitationskommission mit den Vorschlägen Dr. Balsiger und Dr. Farbstein weckt in der Genossin Tobler den eindringlichen Wunsch, es möchte seitens der Genossinnen nicht Zeit und Kraft an eine Aufgabe verloren werden, die von den Genossen besser gelöst worden sei, als die Genossinnen dies vermocht hätten.

Zum mindesten in diesem Punkte wird die Genossin Tobler der von der Zentralen Frauenagitationskommission geleisteten Arbeit nicht gerecht. Sie übersieht, daß die Zentrale Frauenagitationskommission vorläufig ihren Standpunkt zur Strafrechtsreform in bezug auf die Abtreibung in Postulate gefaßt hat, welche lediglich